

Er kam, sprach und siegte. Papst Benedikt XVI. hat seine achte Auslandsreise erfolgreich abgeschlossen. Ohne Frage war es eine der besonders schwierigen Visiten: Die Kirche in den USA ist gewaltigen Umbrüchen unterworfen, die nicht nur auf Priestermangel und ein erodierendes Glaubens- und Gemeindeverständnis zurückzuführen sind, sondern vor allem auf die innerkirchlichen Belastungen der Missbrauchsfälle in zahlreichen katholischen Gemeinden. Nicht nur, aber auch deshalb war das Medieninteresse in den USA und weltweit groß. Benedikt XVI. wusste um die Erwartungen zu diesem Thema, und von Anfang an hatte er nicht vor, es auszuklammern. So bedauerte er bereits auf dem Weg nach Amerika noch im Flugzeug jene Übergriffe durch Priester, unter denen Menschen noch heute leiden – und entschuldigte sich ausdrücklich: „Ich bin beschämt, und wir werden alles in unserer Macht Stehende tun, um sicherzustellen, dass so etwas in Zukunft nicht wieder geschieht.“ Den Bischöfen warf der Papst mangelhaftes Krisenmanagement vor. Null Toleranz bei der Aufarbeitung, Opferhilfe und Prävention waren der Drei-Punkte-Plan, den er der amerikanischen Bischofskonferenz eindringlich nahelegte. Der deutlichste und menschlich tiefste Moment der Reise in diesem Zusammenhang war jene Begegnung, als der Papst mit einigen Missbrauchsoffern zusammentraf. Benedikt XVI. suchte das Gespräch außerhalb des Scheinwerferlichtes und der Mikrofone. Er wollte vor einer solchen Begegnung

keine Spekulationen und Erwartungen wecken, sondern sich ganz den Opfern widmen. Diese große Geste haben ihm Betroffene, ja die ganze USA und die internationale Presse hoch angerechnet. Damit ist die Diskussion nicht beendet, aber die Kritiker haben verstanden, dass sich der Papst – nach der Anordnung zur Einsetzung einer Untersuchungs- und Aufklärungskommission – auch persönlich mit den Opfern auseinandersetzt. Jetzt liegt einmal mehr viel Arbeit in den Händen der amerikanischen Bischöfe. Denn das vom Papst vermittelte Vertrauen muss in der konkreten Arbeit vor Ort vermittelt werden.

## Religiöse Identität

Es war der Papst, der durch Worte in den USA überzeugte. Und es war der Papst, der in der ihm eigenen Art authentisch sein Papstamt und seine Person präsentierte: Eben nicht als Medienstar mit großer Symbolik, sondern es war der nachdenkliche, ruhige Benedikt XVI., bei dem die Worte eine größere Bedeutung haben als die Bilder. Benedikt XVI. war in den USA Pastor, Lehrer und Politiker. Vor allem ging es ihm darum, die Gläubigen der Kirche zu stärken und ihr katholisches Profil auch beim aktiven Mitgestalten von Politik und Gesellschaft in Erinnerung zu rufen. So waren die Treffen mit den amerikanischen Bischöfen, Ordensleuten und den Repräsentanten der katholischen Universitäten deutliche Appelle, die katholische Identität als Überzeugung nach außen zu leben. Schnell kam der Papst dabei auf den

Grundtenor fast aller seiner Ansprachen: den Wert der Freiheit. „Während wir sorgfältig darauf geachtet haben, den Intellekt unserer jungen Menschen zu beanspruchen, haben wir vielleicht den Willen vernachlässigt. Infolgedessen beobachten wir mit Besorgnis, dass der Freiheitsbegriff verzerrt wird. Freiheit ist kein Herausstreten. Sie ist ein Hineintreten – eine Teilhabe am Sein selbst. Daher kann echte Freiheit niemals dadurch erlangt werden, dass man sich von Gott abwendet. Eine solche Entscheidung würde letztlich die Wahrheit selbst missachten, die wir brauchen, um uns selbst zu verstehen“, so der Papst an der katholischen Universität von Washington. In den großen Gottesdiensten mahnte Benedikt XVI. vor allem die junge Generation, ihren Glauben offen zu bekennen. Vor allem sei die religiöse Dimension des amerikanischen Alltags nicht nur ein Phänomen, sondern Grundlage für ein demokratisches Gemeinwohl, das sich zu seiner religiösen Tradition bekenne. Bereits bei der Ankunft am Flughafen in Washington hatte der Papst den Zusammenhang von Religion und Gesellschaft in den USA hervorgehoben: „In einer Zeit, in der die Nation mit immer komplexeren politischen und ethischen Problemen zu kämpfen hat, bin ich zuversichtlich, dass die Amerikaner in ihrem religiösen Glauben eine Quelle der Erkenntnis und Inspiration finden werden, mit dem Ziel, eine immer menschlichere und freiere Gesellschaft zu bauen.“ Freiheit, so der Papst, sei nicht nur ein Geschenk, sondern auch eine Aufforderung zur persönlichen Verantwortung: „Freiheit ist immer neu. Sie ist eine Herausforderung an jede Generation und muss um des Guten willen immer wieder neu erworben werden.“

### Dialog der Religionen

Dieser Aspekt der Freiheit war der rote Faden für die Ansprachen des Papstes in den USA. Erwartungsgemäß zeigte er sich neben dem Pastor und Politiker auch

als Lehrer. Als beispielhaft gilt hier die Rede beim Zusammentreffen mit den religiösen Führern Amerikas. Immerhin bemühte Benedikt XVI. den französischen Historiker und Beobachter der amerikanischen Angelegenheiten, Alexis de Tocqueville, der bemerkte, dass Amerika ein Land sei, in dem Religion und Freiheit auf das Innerste miteinander verknüpft seien, wenn es darum gehe, zu einer dauerhaften Demokratie beizutragen. Dieser Tatsache könne sich heute keine Religion verschließen, so der Papst. „Die Aufgabe, den religiösen Frieden hochzuhalten, ist nie vollendet [...] Die Weitergabe der religiösen Traditionen an die kommenden Generationen hilft nicht nur, ein Erbe zu bewahren; sie erhält und nährt am heutigen Tag zudem die Kultur, die sie umgibt. Dasselbe gilt für den Dialog zwischen den Religionen: Beide – sowohl die Beteiligten als auch die Gesellschaft – werden bereichert.“ Die Welt wünsche sich ein gemeinsames Zeugnis für die allgemeingültigen Werte, so der Papst. „Deshalb lade ich alle religiösen Menschen ein, Dialog nicht nur als Mittel zur Vertiefung des gegenseitigen Verständnisses zu begreifen, sondern auch als Weg, um der Gesellschaft insgesamt zu dienen.“ Benedikt XVI. betonte, dass religiöse Freiheit, interreligiöser Dialog und eine auf den Glauben gegründete Erziehung praktische Voraussetzungen für ein friedliches Miteinander seien. In diesem Zusammenhang stellte er jene Frage, die ihn zeit seines Lebens prägt und mit der er auch die Amerikaner konfrontierte: „Die breitere Zielsetzung des Dialogs ist es, die Wahrheit zu entdecken.“ Was ist die Wahrheit in unserem Leben?, fragte der Papst die USA. Der Lehrer Benedikt XVI. näherte sich den zahlreichen Religionsvertretern wohlmeinend. Dabei vergaß er aber nicht, auf die jeweils eigene religiöse Identität zu verweisen: Das höhere Ziel des interreligiösen Dialogs verlange eine „klare Dar-

legung unserer jeweiligen religiösen Lehren“. Fasst man diese Aussagen mit den bereits weiter oben erwähnten Bemerkungen zur Freiheit zusammen, wird deutlich, worauf es dem Papst in Amerika ankam: Die Wahrheit lässt sich finden. Sie ist in der Freiheit des Menschen begründet, der sich der Wahrheit stellt. Für den katholischen Glauben bedeute das, so der Papst, dass die gute Nachricht Christi zu wirken beginne und den Menschen zur objektiven Wahrheit führe, „die das Besondere und das Subjektive übersteigt und so auf das Allgemeine und das Absolute verweist, das uns befähigt, mit Zuversicht die Hoffnung zu verkünden, die nicht zugrunde gehen lässt“.

### Politischer und betender Papst

Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgten die amerikanischen und internationalen Medien, ob Benedikt XVI. möglicherweise seinen Gastgeber US-Präsident George W. Bush kritisieren würde. Tatsächlich konzentrierte sich der Papst darauf, die konfliktträchtigen Themen wie den Irakkrieg und das weltweite Wettrüsten im Vier-Augen-Gespräch mit Bush zu erörtern. Außerdem ging es beim Treffen im Weißen Haus um die Lage der Christen im Irak und dem gesamten Nahen Osten, die Terrorismusbekämpfung und den Lebensschutz. „Gott segne Amerika“, hatte Benedikt XVI. bereits bei seiner Ankunft ausgerufen. Vor allem – so der Papst am Flughafen von Washington – sei es die wichtigste Aufgabe im Staat, die Demokratie zu schützen. „Sie kann nur dann blühen – wie eure Gründungs-väter erkannten –, wenn politische Führer und die, die sie vertreten, von der Wahrheit geführt werden und die Weisheit in Entscheidungen einbringen, die das Leben und die Zukunft der Nation betreffen“, so der Papst. Am Aufbau und der Fortentwicklung jeden demokratischen Fortschritts wolle sich die katholische

Kirche aktiv beteiligen. Die Verpflichtung zur Demokratie und die Verachtung jeder Form von Gewalt demonstrierte Benedikt XVI. einige Tage später bei der stillen Zeremonie am Ground Zero in New York. Dort gedachte er Opfern und Tätern der Anschläge vom 11. September 2001. Hier waren es nicht die Worte, die wirkten, sondern das Gedenken, das Erinnern in Stille. Die einfache Präsenz des Papstes, das Entzünden einer Kerze und das Gebet auf dem nüchtern hergerichteten Ort des Geschehens sprachen für sich. Amerika hielt in diesem Moment der Reise für kurze Zeit den Atem an. Benedikt XVI. war nun als Politiker, aber mehr als Pastor der getroffenen Seelen gekommen, um seine Solidarität mit dem ganzen Kontinent zu zeigen.

Und ein zweiter Höhepunkt, der zentrale politische Moment der Papstreise, fand in New York statt: die Rede Benedikts XVI. vor den Vereinten Nationen am 18. April 2008. Die Päpste schätzen die Vereinten Nationen als Garanten für Sicherheit und Frieden. Das diplomatische Personal des Heiligen Stuhls, das in New York Dienst tut, gehört zu den besten Mitarbeitern, die der Vatikan hat. In den vergangenen zehn Jahren hat der Ständige Beobachter des Heiligen Stuhls bei den Vereinten Nationen noch an Bedeutung gewonnen. Er wird gerne – gerade von muslimischen Ländern – in Hintergrundkreise gebeten und um Rat gefragt. UN-Diplomatie geschieht einerseits auf der großen Bühne des Hohen Hauses, aber vor allem hinter verschlossenen Türen. Und da wirkt der Vatikan mehr mit, als öffentlich bekannt wird. Vor allem war es Papst Johannes Paul II. selbst, der in zahlreichen Konflikten immer wieder an die hohe Verantwortung der UNO appellierte, einzugreifen, zu vermitteln und im Kampf gegen Armut, Krieg und Gewalt nicht nachzulassen. Aber auch Benedikt XVI. nimmt die Vereinten Nationen in die Pflicht, ihrer zen-

tralen Aufgabe zur Wahrung der Menschenrechte ohne Einschränkung nachzukommen. Die weltumspannende Organisation der UNO geht für ihn einher mit der weltumspannenden Organisation der katholischen Kirche, die sich zum Partner der Vereinten Nationen im solidarischen Einsatz für die Schwachen macht. Während für Benedikt XVI. die Kirche mehr die moralische Institution mit einem gut ausgebauten karitativen Netzwerk ist, dessen sich die Unterorganisationen der UNO gerne bedienen, repräsentiert die UNO für ihn das moralische Weltgewissen. So wird man die erste UNO-Rede eines Papstes – Paul VI. sprach 1965 in New York – als Analyse weniger der damaligen aktuellen Konfliktherde und der großen Aufgaben der Menschheit als vielmehr der intensiven Appelle für Frieden und Solidarität unter den Völkern und ein Ende jeder Waffengewalt sehen, bei der die unantastbare Würde des Menschen ebenso Schwerpunkt wie die Erinnerung an das moralische Gewissen der Menschheit als höchster Entscheidungsinstanz ist. Anders hingegen Johannes Paul II., der die Vereinten Nationen 1979 besuchte. Die kommunistischen Staaten verfolgten den Auftritt des polnischen 59-jährigen Papstes in New York mit Argwohn. So wurde die Rede zur differenzierten politischen Analyse eines frühen Pontifikats, die unmissverständlich deutlich machte: Ohne die Kirche geht es auf der Welt nicht. Was das vorsichtige Herantasten Pauls VI. mit dem leidenschaftlichen Appell „Nie wieder Krieg“ war, wurde vierzehn Jahre später zu einer tief gehenden theologischen und sozialetischen Reflexion über die Bedürfnisse der Menschheitsfamilie mit einer klaren politischen Analyse der Weltkarte. Jetzt, fast dreißig Jahre später, setzte Benedikt XVI. seine eigenen Akzente in New York: Er unternahm den Versuch, Politik und Theologie, Staatsordnung und Menschenrechte als ge-

meinsamen Kampf für die Freiheit miteinander zu verbinden.

## Menschenwürde und Religionsfreiheit

So kam der Papst als Politiker zu den Vereinten Nationen, aber mit einer deutlichen theologisch-ethischen Komponente, die erneut die Freiheit in den Mittelpunkt rückte. Im Rahmen der internationalen Beziehungen sei es notwendig, die übergeordnete Rolle der Regeln und Strukturen anzuerkennen, „die der Natur nach auf die Förderung des Gemeinwohls und damit auf die Verteidigung der menschlichen Freiheit hingeeordnet sind. Diese Regeln schränken die Freiheit nicht ein. Im Gegenteil, sie fördern sie, wenn sie Verhaltensweisen und Handlungen verbieten, die dem Gemeinwohl zuwiderlaufen, die seine tatsächliche Ausübung behindern und daher die Würde einer jeden menschlichen Person kompromittieren. Im Namen der Freiheit muss es eine Wechselbeziehung zwischen Rechten und Pflichten geben, durch die jeder Mensch aufgerufen ist, seine Verantwortung für die Entscheidungen zu übernehmen, die er trifft, unter Berücksichtigung der mit den anderen geknüpften Beziehungen.“ Diese grundsätzliche Betrachtung setzte Benedikt XVI. mit dem Hinweis fort, dass jeder Staat die Pflicht habe, die Bevölkerung vor der Verletzung der Menschenrechte zu schützen. Aber es gebe auch eine internationale Verantwortung: „Wenn sich herausstellt, dass die Staaten nicht in der Lage sind, einen solchen Schutz zu garantieren, steht es der internationalen Gemeinschaft zu, mit den von der Charta der Vereinten Nationen und anderen internationalen Übereinkommen vorgesehenen rechtlichen Mitteln einzugreifen.“ Dieses Handeln dürfe aber „nie als eine ungerechtfertigte Nötigung oder eine Begrenzung der Souveränität verstanden werden. Vielmehr sind es die Gleichgültigkeit oder das Nichteingreifen, die tatsächliche Schäden verursa-

chen.“ Damit ist die klassische Lehre vom souveränen Staat vom Papst für überholt erklärt worden. Wer als Staat bei der Einhaltung der Menschenrechte versagt, kann sich nach der Diktion des Papstes nicht mehr auf die Nichteinmischung von außen berufen. Die Staatengemeinschaft ist gefordert. Deutlicher als seine Vorgänger hat Benedikt XVI. den Schwerpunkt seiner UNO-Rede so auf die Ursachenforschung von Konflikten und Missachtung der Menschenrechte gelegt.

Die Gründung der Vereinten Nationen sei in jener Zeit erfolgt, als die Menschheit erlitten habe, wie „der Bezug zur Bedeutung der Transzendenz und natürlichen Vernunft aufgegeben wurde und infolgedessen die menschliche Freiheit und die Würde schwer verletzt wurden“. Deshalb – so unterstreicht der Papst – sei die Erklärung der Menschenwürde so fundamental, weil sie den Menschen in den Mittelpunkt stelle: „Die Menschenrechte werden immer mehr als die gemeinsame Sprache und das ethische Substrat der internationalen Beziehungen dargestellt. Ebenso wie die Universalität, die Unteilbarkeit und die gegenseitige Abhängigkeit der Menschenrechte Garantien für die Menschenwürde sind.“ Benedikt XVI. ging es vor allem darum, die internationale Gemeinschaft zur Achtung ebendieser Menschenrechte zu bewegen. Rechte und Pflichten der Menschen bedingen entsprechend Solidarität zwischen den Mitgliedern der Gesellschaft. Um eine Lebensperspektive zu schaffen, bedürfe es auch des Dialogs der Religionen. „Der Dialog sollte als das Mittel erkannt werden, durch das die verschiedenen Teile der Gesellschaft ihre Sichtweise artikulieren können und durch das sie einen Konsens um die einzelnen Werte und Ziele betreffende Wahrheit herum aufbauen können“, so Benedikt XVI. Ausdrücklich hob er das Recht der Religionsfreiheit als Menschenrecht hervor. Die mit der Religion verbundenen Rechte seien umso schutz-

bedürftiger, wenn sie „als im Gegensatz stehend zu einer säkularen Ideologie oder zu religiösen Mehrheitspositionen exklusiver Art angesehen werden. Die volle Gewährleistung der Religionsfreiheit kann nicht auf die freie Ausübung des Kultes beschränkt werden, sondern muss in richtiger Weise die öffentliche Dimension der Religion berücksichtigen.“

Die Rede vor den Vereinten Nationen war schwere Kost für die Zuhörer. Aber sie offenbarte einmal mehr einen Papst, der theologisch-grundsätzlich die offenen Fragen der Gesellschaft ansprach, einer Gesellschaft, die ohne Religion nicht auskommen kann. In New York fehlten leidenschaftliche Appelle oder die Analyse bekannter Konfliktherde auf dem Globus. Der Papst war – im besten Sinne des Wortes – fundamental. Seine klaren Worte und gerade die Grundsätzlichkeit in ihrer Diktion, die zu aktivem Handeln aufforderte, haben die Vollversammlung der Vereinten Nationen bewegt. Die Erinnerung der Weltgemeinschaft an verloren gehende Prinzipien war ebenso unmissverständlich wie die konsequente, im Freiheitsbegriff des Papstes begründete Neudefinition des Völkerrechts.

Am Ende der Reise blieb ein begeistertes Amerika zurück, das die Bereitschaft des Papstes würdigte, als Adressat weit über die katholische Kirche hinausgegangen zu sein. So war auch nach der Rückkehr Benedikts XVI. nach Rom in den USA klar: Religion ist keine Privatsache – weder in Amerika noch bei den Vereinten Nationen. Der Papst hatte es in Washington selbst auf den Punkt gebracht: „Jedem Bestreben, Religion als Privatsache zu behandeln, muss Widerstand entgegengesetzt werden. Nur wenn ihr Glaube jeden Aspekt ihres Lebens durchdringt, öffnen sich Christen wirklich der verwandelnden Kraft des Evangeliums.“ Diese beginnende Verwandlung in der katholischen Kirche der USA dürfte Benedikt XVI. gelungen sein.